

X.

Der Csorber See.

Ein Bergidyll.

(Von Dr. Victor Emericzky).

1. Schnee und Eis bedeckt die Erde, dunkle schwere Wolken bedecken den Himmel. Der Horizont ist seit Wochen auf ein Minimum zusammengeschrumpft: es ist nicht anders, als hätte „des Sängers Fluch“ die Hohe Tatra getroffen und sie wäre, versunken und vergessen, in ewiges Nichts hinabgetaucht.

Aber sie ist nur für das leibliche Auge unsichtbar; dem geistigen Auge ihrer Freunde stellt sie sich auch in dieser kymerischen Nacht eines nebeligen Zipser Winters in ihrer ganzen Pracht und Herrlichkeit dar, mit all' ihren scharfgezeichneten Zinnen und malerischen Felsengruppen, ihren unstät dahineilenden Bergbächen und ihren stillen, tief und klar blickenden Meeraugen.

Auch du tauchst auf vor mir, köstlichstes Juwel in der stolzen Mauerkrone der Hohen Tatra, Csorber See! — O dass sich doch ein Theil deines Ueberflusses an bezaubernder Lieblichkeit in meine Worte ergösse, damit meine Schilderung sich deiner würdig gestaltete; oder dass ich diesen doch einen Theil meiner warmen Liebe für dich einhauchen könnte, damit jeder, der diese Zeilen lieset, dich auch lieb gewönne! — —

2. Es ist ein warmer, sonnenheller Sommertag. Ein Sommertag in der Zips. Ein solcher Tag hat durchaus Nichts von dem Drückenden, Erschlaffenden solcher Tage auf dem tiefgelegenen, flachen Lande und in grossen Städten, deren Last alle, die es nur immer können, so gerne abwerfen. — Der Sommer in den waldgekrönten Bergen der Zips, selbst in ihren tiefer gelegenen Theilen, vereint alle Fülle, allen Reichthum dieser Jahreszeit mit der thanigen Frische, der anregenden, kräftigen Luft und dem blühenden Schmuck des Frühlings. Um wieviel mehr ist dies auf der Hohen Tatra der Fall!... Und wir sind eben auf dem Wege nach der Hohen Tatra. Der Frühzug der Kaschau-Oderberger-Bahn hat uns rasch und sanft nach dem höchsten Punkte dieser Bahn, nach der Station Hochwald heraufbefördert; — und so befinden wir uns ganz in der Nähe des hohen Schlosses der Tatra. Nur der Schlosspark der Hohen Tatra liegt noch

zwischen uns und ihrem Schlosse; in den oberen Partien dieses Parkes finden wir auch den Csorber See.

Unter duftenden Tannen, über duftendem Waldrasen geht es aufwärts. Die Luft ist so rein und ätherisch: je höher wir hinaufsteigen, desto weniger empfinden wir, dass auch sie einen Druck ausübt. Es will uns schier scheinen, als ob auch unser eigener Körper von seiner Schwere immer mehr verlöre, und je höher wir uns erheben, desto gehobener ist auch unsere Stimmung.

Wir mögen etwas über die Hälfte des Weges nach dem Csorber See zurückgelegt haben, da macht sich rechts vom Wege ein heimliches, gleichsam unterirdisches Murmeln bemerkbar, das im Verfolge unseres Weges immer kräftiger und schärfer wird. Jetzt erblicken wir durch die vielschäftige Säulenhalle der rostrothen Fichtenstämme etwas auffällig Weisses, das vorüberhuschend sich wie ängstlich am Boden zu verbergen strebt. Treten wir näher! Ein Gebirgsbach ist es, das Schwarzwasser (Cernavoda), das hier wie von einem steilen Kirchendache zwischen schöngerundeten Granitblöcken abwärts stürzt, von Stufe zu Stufe auf- und sich überschlagend, und gegen den Widerstand der Granitblöcke mit überschäumendem Zorne ankämpfend, so dass sich das farblose Wasser über und über in einen Katarakt blendendweisser Perlen auflöst. Und stets drängt sich über den Rand ein neuer Wasserschwall herbei

„... und stürzt sich von Klippe zu Klippe herab
Mit lautem Tosen und Schäumen;
Und bräch er tausendmal den Hals,
Er wird im Laufe nicht säumen“.

Hie und da zwischen den Granitblöcken und an den Rändern des Sturzbaches nicken dunkelgrüne Riesenblätter (*Mulgedium alpinum* und *Cacalia albifrons*); ab und zu gelingt es einer Perlenwelle, in gewagtem Sprung über ein breites Blatt hinüberzusetzen, nicht ohne dass einzelne Perlen auf dieses selber stürzen und es wie mit feuchtem Glanze übergiessen.

Die steil abstürzende Lehne stützt sich auf einen nicht all zu breiten horizontalen Absatz, gleichsam auf eine Haltetreppe. Hier sammeln sich all die weissen Perlen und verwandeln sich in einen flüssigen Kristall, klar bis zur Unmöglichkeit, durchsichtig bis zur Unsichtbarkeit. Wie besänftigt zieht nun das Wasser weiter, seine Anwesenheit nur durch einen über seine Oberfläche unsicher hingleitenden Schimmer verrathend; bedächtig und

tastend sucht es seinen Weg zwischen dem blanken Kies und den reinlichen Granitblöcken, grössere und kleinere Becken bildend, zwischen denen sich vielgewundene Verbindungskanälchen hinschlängeln. Ist es ihm doch nicht zu verargen dass es nach der halbsbrecherischen Kunstleistung über die an 15 Meter hohe Granitlehne ein wenig verschnaufen und zur weiten Reise nach dem Meere neue Kräfte sammeln möchte.

Jedes dieser Becken aber ist umsäumt mit einer wohlgeordneten Sammlung auserlesener Moose und Farrenkräuter, geschmackvoll untermischt mit dunkelblauen grossäugigen Vergissmeinnichtblüten, alles übersät mit blitzenden Diamantenperlen: wahrhaftig ein Aquarium, wie es nur die Meisterin aller Meister, die freischaffende Natur, zu ersinnen und auszuführen vermag.

Welch lieblicher und zugleich welch schroffer Gegensatz! Ueber uns das rastlose, hypergeniale, bis zur korybantischen Raserei getriebene Stürmen und Brausen der Fluthen; zu unseren Füßen die abgeklärte, leidenschaftslose Ruhe, die wunschlose Selbstgenügsamkeit, das volle Ausgeniessen des Augenblickes. — Es ist nicht anders, als hätten es die neckischen Wassernixen darauf abgesehen, der menschlichen Weisheit, nach der es keine unvermittelten Gegensätze, „keine Sprünge in der Natur“ gibt, ein Schnippen zu schlagen.

3. Doch reissen wir uns los von dieser bezaubernden Stelle, ob dies uns auch so schwer ankomme, wie der zögernden Fluth zu unseren Füßen. Der Weg wird steiler, die Fichten werden kurzschäftiger. Auf den Lichtungen verliert sich das gesellige Geschlecht der wiesenbildenden Gräser: seine Stelle nehmen Heidelbeere und Preisselbeere ein. Auch diese drängen sich nach Art der Gräser enge aneinander, jede Staude ein exotisch-zierliches, verjüngtes Bäumchen, die ganze Gruppe ein zwerghafter Wald, hie und da von einer Spiraea wie von einer entsprechend grossen Palme überragt.

Nun zieht sich unser Pfad über einen steilen Abhang: wir überschreiten ihn und befinden uns auf einer bewaldeten Hochebene. Durch das krause Gitter der Tannenzweige erblicken wir die granitenen Bergriesen wie in unmittelbarer Nähe, an ihrem Fusse wissen wir das Ziel unserer Wanderung; aber von einem See ist überall Nichts zu entdecken. — Wir haben einige hundert Schritte auf der Hochebene zurückgelegt; da erhebt sich vor uns ein steiler, an 15 Meter hoher Wall aus Granitblöcken,

die sich unter Heidelbeerstauden und Buschwerk von Krummholz verbergen: eine uralte Cyklopenmauer. Im Zickzack leitet uns der Weg auf die Höhe des Stein-dammes, und sowie wir dieselbe erstiegen, bleibt unser Fuss wie festgewurzelt am Boden haften, und nachdem wir uns vom ersten freudigen Schreck der Ueberraschung erholt, öffnen sich unsere Lippen zu dem Rufe: „Thalatta! Thalatta!“ — —

Gewiss war es nach den Drangsalen unter Ganz- und Halbbarbaren vor Allem die Hoffnung, ihre schöne griechische Heimat nun bald wieder zu sehen, was die 10.000 des Xenophon zu jenem welthistorisch gewordenen Siegesaufschrei begeisterte, als sie vom Berge Teches die blauduftige Fläche des „Gastlichen Meeres“ erblickten. Aber dass sie gerade beim Anblick des Meeres dieser Hoffnung durch ein freudiges Aufjauchzen Ausdruck gaben, — der Anstoss hiezu liegt gewiss auch in dem Einfluss einer grossen Wasserfläche auf unser Gemüth. Wie ein Hauch der Begeisterung weht es uns aus den Fluthen entgegen und bringt unser Blut gleich ozonreicher Luft in freudige Wallung. — Beim Erblicken des Csorber Sees ist die Wirkung des Wassers auf uns gleichfalls urgewaltig, denn einerseits wurden wir unterwegs blos an der berührten Stromschnelle an das Dasein des Wassers erinnert, andererseits wird der Eindruck durch das Unvorhergesehene desselben nicht wenig verstärkt. Denn die Natur hat den Csorber See sorgfältigst jedem voreiligen Blicke entzogen. Sie verwahrt und versteckt ihn durch die granitene Umwallung wie ein werthvolles Kleinod; sie hütet und verbirgt ihn durch dieselbe wie ein süßes Geheimniss, das wir nicht stückweise, sondern auf einmal, in seiner ganzen Grösse und Bedeutung entdecken sollen.

In der That, sowie wir die Höhe des Dammes erreichen, und der See wie auf Zauberschlag ganz und klar blinkend vor uns daliegt, muthet er uns wie der entdeckte Schatz, wie das offenbar gewordene süsse Geheimniss des Gebirges an. Wir wäñnen, es hätte sich der granitene Busen der Hohen Tatra aufgethan und uns einen Einblick gewährt in all die überschwengliche Herrlichkeit, die in ihr verborgen schlummert.

Ein freundlicheres und zugleich grossartigeres Landschaftsbild lässt sich kaum denken. Die M i t t e desselben nimmt der See mit seiner nächsten Umgebung ein, den H i n t e r g r u n d bilden amphitheatralisch geordnete

Gruppen von Alpen. Als östlicher Endpunkt dieser winkt von Ferne die in verschrobenem Seitenprofil kaum erkennbare Gerlsdorferin; den westlichen Endpunkt bildet der sich deutlicher markirende Krivan. In der Mitte des Amphitheaters erheben sich als zwei ähnlich geformte stumpfe Granitkegel rechts die Bastei, links der Szolyiszkó. Zwischen letzterem und dem Krivan, also in westlicher Richtung, ragen die Häupter der Ostra und Kratka; zwischen der Bastei und der Gerlsdorferin, also ostwärts, erheben sich die Kopa, die Tátra oder Visoka, die Osterva und Končista.

Mann an Mann gereiht stehen diese Bergriesen in einem flachen Bogen von etwa 15 Kilometer Länge da. Jeder von ihnen einzeln auftretend würde unser bewunderndes Anstaunen erregen, denn jeder erhebt sich etwa 1000 Meter über dem Spiegel des Sees (1350 m). Aber so wie sie dastehen, zu viele derselben Art und Grösse neben einander hingepflanzt, beeinträchtigen sie einander die Einzelwirkung anbelangend. Keiner ist so eitel, sich dem Beschauer besonders aufdrängen zu wollen; bescheiden und einträchtig, obwohl offenbar seiner Kraft und seines Werthes sich bewusst, begnügt sich jeder von ihnen, bloss als dienendes Glied eines Ganzen zu gelten, sich bloss als Element des Gesamtanblickes zu geben. Das Hochgebirge wird dadurch wohl zu einer grossartigen und hochbedeutsamen Staffage, aber es bleibt doch Staffage. Der Mittel- und Glanzpunkt bleibt die zu unseren und ihren Füßen ausgegossene kristallene Pracht des Sees; die Bergriesen sind nur, was sie sein wollen: die Wächter und Beschützer des Sees.

Zwischen den genannten Bergkuppen öffnen sich nach Süden zu streichende Thäler, jedoch infolge unseres Standpunktes gewährt uns nur ein einziges derselben einen Einblick in sein Inneres. Es ist diess das schöngerundete Thal zwischen dem Szolyiszkó und der Bastei, das sich vor uns geradeaus bis an den Kamm des Gebirges und damit bis an die Landesgrenze nach Galizien zu erstreckt. In diesem Thal rauscht das Schwarzwasser, dessen Kapriolen wir auf unserem Wege aufwärts bewunderten. Aber das Schwarzwasser strömt nur im oberen und mittleren Theile längs der Axe jenes Thales; dann wendet es sich ostwärts und eilt der Popper zu. Die verlängerte Axe des Thales aber geht mitten durch den Csorber See.

Dieser selbst, in Hektaren ausgedrückt, bedeckt kein imponirend grosses Areal. Seine Oberfläche beträgt $20\frac{1}{4}$ h/a.

Er hat eine längliche Gestalt, deren Grundform ein Rechteck. Eine Abweichung von der Grundform erlaubt sich die nordwestliche Ecke, die sich gar heimlich zu einer durch eine kleine Anhöhe verdeckten Bucht erweitert. Das westliche und östliche Ufer des Sees ist flach, das südliche ist durch den Steinwall, auf dem wir stehen, abgeschlossen, das nördliche, uns gegenüber, durch eine sanfte Anhöhe, die den Fuss der kahlen Bergriesen unserem Anblicke entzieht.

Das flache Gelände um den See ist von hochstämmigen Krummholzstauden, Moos, Erica, Melampyrum und Preisselbeeren bedeckt; plötzlich erhebt sich dann der Boden auch an der West- und Ostseite und der Kamm dieser mit den Ufern parallelen Erhöhungen setzt sich südlich um den See in dem Steinwalle, nördlich in dem langgestreckten Rücken des erwähnten Hügels fort. Der so zum Ringe sich abschliessende Kamm des Geländes um den See ist durchweg mit Fichten bestanden und so bildet die nächste Umgebung des Sees gleichsam einen lebendigen Rahmen aus Waldmosaik; er schliesst sich mit seiner nächsten Umgebung nicht minder zu einem selbstständigen Ganzen ab, wie er auch andererseits ein Element und den geometrischen Mittelpunkt der ganzen Hochgebirgslandschaft abgibt.

Aber der See ist mehr als geometrischer Mittelpunkt. Denn nicht als leere, nichtssagende Fläche breitet er sich vor uns aus: der ganze Himmel spiegelt sich in ihm wieder, und nicht eintönigblau wie das eiserne Gewölbe über uns, sondern wie feucht verklärt und mit hie und da aufblitzenden Sternen geschmückt; im See hat sich also die sonnenhelle Schönheit des Tageshimmels mit der funkelnden Herrlichkeit der Nacht vermählt. Dem gegenüberliegenden Ufer entlang aber spiegelt sich der lichtgrüne Tannicht, die himmelabwärts geneigten Wipfel zauberhaft von grüngoldenen Lichtern umspielt, — unser bezaubertes Auge glaubt die immergrünen Gärten der Wassernixen vor sich zu schauen und über das Grün der Wipfel hinweg die Zinnen ihrer gläsernen Schlösser blinken zu sehen. Gegen die Mitte des Sees zu aber, gleichfalls himmelabwärts strebend, stehen die Spiegelbilder der Granitberge, die aber im idealisirenden Styl der Wasserfarben-Malerei ausgeführt, alles Harte und Oede ihrer steinernen Wirklichkeit verloren haben und wie aus Glanz und Duft gewoben erscheinen.

Und eben durch den See tritt uns das ganze Alpen-Bild erst näher ans Herz. Unheimlich ist uns die was-serlose Granitwüste der Hochgebirge, ein unentzifferbares, gleichsam versteinertes Räthsel. Erst das Wasser offenbart uns sozusagen den Grundgedanken einer Landschaft; erst das Wasser bringt ein geistiges Element, bringt Sinn und Bedeutung, Leben und Seele in dieselbe. Die Seele aber, das geistige Leben, spiegelt sich im Auge. Und gewiss wird der See darum mit Recht das Auge der Landschaft genannt. — Unser See ist es so sehr, dass Schillers schöne Schilderung des Menschenauges Zug für Zug und Wort für Wort auch auf ihn passt.

„Und kannst du den Kristall mir nennen?
Ihm gleicht an Werth kein Edelstein;
Er leuchtet, ohne je zu brennen,
Das ganze Weltall saugt er ein.
Der Himmel selbst ist abgemalet
In seinem wundervollen Ring;
Und doch ist, was er von sich strahlet,
Oft schöner, als was er empfing.“

4. Wir werden nicht müde, das reizend-prächtige Bild vor uns zu betrachten. — Aber so sind wir Kinder dieser aufgeklärten Jetztzeit: noch sind wir verstrickt im ästhetischen Zauber des Anblickes, noch umgaukeln uns die Märchengebilde von unterirdischen, vielmehr unterseeischen Nixengärten und Zauberschlossern, und schon plagt uns die nüchtern-prosaïsche Frage: woher wird nur dieser See gespeist, oder vielmehr getränkt? — Wo nimmt sich sein Wasser her und wo thut es sich hin? Ueberhaupt wie ist er entstanden und wer hat die Granitblöcke an seinem Südrande zum Walle gefügt, nach dessen Entfernung er sich sehr bald unaufhaltsam verlaufen würde?

Der See hat nämlich von keiner Seite einen sichtbaren Zufluss. Kein rauschender Bergbach ergiesst seine Fluthen in denselben: im eigenen Schoosse scheint er die Bedingungen seines Bestandes zu tragen. — Und so ist es auch in des Wortes eigenster Bedeutung. Wie die Cyklopenmauer an seinem Südrande, so bestehen auch die sanften Anhöhen ringsum aus grösseren und kleineren Granitblöcken, alle abgerundet und abgeschliffen. Einzelne manneshohe Blöcke liegen auch um den und in dem See gleichsam nackt zu Tage, im Sommerscheine weithin schimmernd. Fast wie die bleichenden Knochen eines vor-sündfluthlichen Riesenthieres liegen sie da —, und in der That, sie sind auch die verstreuten Ueberreste irgend

einer Bergkuppe oder Felsengruppe, die vor ungezählten Jahrtausenden dort oben am Kamme des Gebirges in die blauen Lüfte ragte.

Die meisten dieser Trümmer einstiger Grösse sind nun wohl von bergender Moosdecke, von Erica, Krummholz- und Fichtenwald verdeckt, aber unter dieser Hülle liegen sie lose und unverbunden neben- und übereinander, so dass sich alles Wasser, das von den Bergwänden sowie das vom Himmel herabströmende, in der Tiefe des Gerölles verliert und eben in dieser verlorenen Tiefe am Boden des Sees wieder zu Tage tritt. Es geschieht das wahrscheinlich nicht in Gestalt von Quellen, denn die angeführte Bodenbeschaffenheit ist der eigentlichen Quellenbildung durchaus nicht günstig, sondern als unbemerktes Bächlein schleicht sich das Wasser aus dem Flussgebiet des Sees herbei, was ihm um so mehr gelingen muss, als ja der See durchweg mehrere Meter tief, ja an einzelnen Stellen eine Tiefe von über 20 Meter erreicht.

So leise und heimlich das Wasser sich im See findet, eben so unbemerkt und ohne Aufsehen zu erregen stiehlt es sich von dannen. In dem südwestlichen Winkel des Sees, im Moore, dem profanen Auge unkenntlich, hat der See einen stetigen Abfluss, auch bei noch so trockenem Septemberwetter: ein sicheres Zeichen, dass er auch einen stetigen Zufluss haben muss. Zu gleicher Zeit verdunstet auch unaufhörlich eine, wenn auch in Litern nicht genau angebbare, Menge Wassers, jedenfalls aber so viel, dass die Verdunstungsmasse als tropfbarer Niederschlag immerhin einen fliessenden Brunnen abgäbe. — Dieser Stoffwechsel im Körper des Sees, wenn auch nicht allzu lebhaft, reicht aber dennoch hin, um ihn frisch und gesund zu erhalten. Das Wasser ist durchaus rein und geruchlos: nirgends überdecken die blanke Oberfläche schmarozende Wasserpflanzen, wie sie — gleichsam pflanzliche Aasgeier — sich über todtem, fauligem Wasser zu sammeln pflegen. Ebenso ist das Wasser, wenn auch etwas harzig-bitter und im mittäglichen Sonnenschein an der Oberfläche lauwarm, dennoch recht gut trinkbar und seine Klarheit, seine Durchsichtigkeit lässt durchaus nichts zu wünschen übrig.

Wie es nun aber gekommen, dass sich der See überhaupt gebildet? — Im Allgemeinen ist dies wohl eine mühsige Frage. Wo der Boden beckenförmig sich gestaltet, da findet sich eben auch Wasser ein, welches das

Becken erfüllt. Aber bei unserem See liegt die Sache nicht so einfach. Durch die südliche Umwallung allein ist er möglich geworden, diese aber hat ganz den Charakter einer absichtlichen Bildung. Wir scheinen ein Werk menschlicher Kunst vor uns zu haben.

Jedoch das scheint eben auch nur so. Naturkräfte waren es, welche diesen See gründeten. Und zwar schufen sie ihr Werk nicht nur vor Beginn aller menschlichen Kunst überhaupt, sondern wahrscheinlich noch vor Erschaffung des Menschen selber. Um es kurz und auf einmal zu sagen: Der Csorber See ist der Rest eines Gletschers, dessen oberes Ende dermaleinst bis an den Kamm des Gebirges zwischen dem Szolyiszkó und der Bastei reichte, dessen Körper das überwähnte Thal zwischen den beiden Bergriesen erfüllte und dessen Fuss sich eben an der Stelle in den Boden stemmte, an der sich heute der See ausbreitet. Jener Cyklopendamm aber ist nichts anderes, als die Gletscherhalde, die sogenannte Moräne, die jeder Gletscher vor sich herschiebt. Der gleichsam verzauberte Strom aus Eis, den man Gletscher nennt, nimmt nämlich unterwegs in seine erstarrte Fluth Felsenblöcke und Brocken auf und führt sie bis an die Stelle, wo sich der Zauber seiner Erstarrung löst und der Verwünschte zu freiem, flüssig-bewegtem Leben erwachend, sich des Ballastes der unterwegs abgeschliffenen und abgerundeten Granitblöcke entledigt. Also das Werk und der Zeuge einer längst vergangenen Zeit, der Eiszeit, ist der See, — das liebliche, lebensfrohe Kind eines düsteren, entsagenden Vaters, der sich durch Jahrtausende hindurch mühte und anstrengte, um seinem Kinde ein sicheres und wohlliches Heim zu bereiten. Vom äussersten Kamm, wohl aus der Entfernung von einer Meile und drüber, hat er die Bausteine zu jener Cyklopenmauer zusammengetragen, hat Jahrhunderte lang jeden einzelnen gedreht und geschliffen und erst, nachdem er die zweckmässigste Form erlangt, ihn eingefügt in den Damm jener Umwallung, die sein Kind vor dem Versiegen schützen sollte. Und es ist ihm gelungen. Er selber ist mit seiner düsteren Zeit verflossen, aber es kann die Spur von seinem Erdenwalle nicht untergehen.

Also unser See ist von gar ehrwürdiger Herkunft. Das Alter seines Stammbaumes reicht weit hinaus über dasjenige, dessen sich die ältesten Adels- und Dynastengeschlechter unter den spätgeborenen Menschen rühmen. Und er ist nicht nur alt, sondern auch zugleich hochadeligen Ursprungs, denn hoch auf dem Firne des Gletschers stand der marmorweisse Kristallpalast, in dem seine Urahnen hausten. Hat er sich auch tief unten gebettet, seine Wiege stand in der Nähe der Wolken, die ihn säugten: er ist mehr als ein Hochgeborener, er ist himmlischer Herkunft.

5. Doch nun haben wir der Forderung des Geistes unserer Zeit, der sich so gerne der Erforschung des weitentlegenen Ursprunges aller Dinge zuwendet, Genüge geleistet und wollen uns wieder dem Genuße der schönen Gegenwart hingeben.

Es ist noch nicht hoch am Tage, die Sonne scheint noch nicht heiss genug, um uns von einer Kahnfahrt um den See abzuschrecken. Einige kräftige Ruderschläge und wir schaukeln auf der kristallinen Fluth, Himmelsblau über uns, Himmelsblau unter uns. Die Luft so balsamisch! So feierlich erhaben alles rings umher, von Erde im gewöhnlichen Sinne kaum eine Spur zu entdecken. Es ist in der That, als ob wir der gewöhnlichen, irdischen Wirklichkeit entronnen wären.

Wir nehmen unsern Weg in der Richtung der Bastei, dem westlichen Ufer entlang. Gerade vor uns schwillt der Boden in der Nähe des Sees am bedeutendsten an. Indess die Anhöhe durch unsere Annäherung an dieselbe rasch zu wachsen scheint, versinkt im demselben Maasse das Amphitheater des Hochgebirges hinter ihr. Bald lugen nur noch die höchsten Spitzen; wie neugierig unsere Fahrt verfolgend über die im Sonnenlicht wie grüne Flammen lodern den Wipfel der Fichten. Noch ein Ruderschlag und die Hochgebirgslandschaft ist verschwunden: wir befinden uns auf einem See in einem Fichtenwalde, und nur am Ton der Luft, des Himmels und Wassers ist es abzumerken, dass es ein Alpensee ist.

Ehe wir die versteckte Hauptbucht selber erreichen, gelangen wir im ersten Drittel des nördlichen Ufers an eine kleine Einbuchtung, an welcher augenscheinlich ein unterirdisches Quellenbächlein sein Wasser dem See zuführt. Hinter dieser Einbuchtung öffnet sich der dichte Wald so verlockend: in der grünen Finsterniss erblicken

wir einen Kreuzschnabel (*Loxia curvirostra*) an einem Fichtenzapfen hängend und unbekümmert um uns den würzigen Fichtensamen verzehrend. Der See selber ist an dieser Stelle dicht-bewachsen gleich einem Röhricht: eine Segge (*Carex nutans*) ist es, deren dreikantige Schäfte den Wasserspiegel hoch überragen, indem ihre feingestielten Aehren einander fortwährend zunicken. Zu unserem Erstaunen sehen wir den gewöhnlichen Rosenkäfer (*Philoperta horticola*), der behaglich und ruhevoll den Saamen der zarten Aehren zu verschmausen scheint. Am Ufer kriecht zwischen üppigem Moos versteckt der Stengel der Rosmarinraide (*Andromeda polifolia*) dahin, aus ihm erheben sich senkrecht einzelne Ausläufer. Die feinen, lanzettlichen, zurückgerollten Blättchen verleihen dem zierlichen Pflänzchen etwas Fremdartiges; es erscheint so zart und schwächlig, als gehörte es nicht in diese Nadelholz- und Granitwelt herein. Auch lässt es, als ob es dies auch selber fühlte, gar melancholisch das zartrothe Blumenköpfchen hängen.

Ganz wohl hingegen und wie zu Hause befinden sich die Drehkäfer (*Gyrinus mergus*) im Wasser, die zwischen den Stengeln der Segge in verschlungenen Linien hin und herjagen, — silberglänzende Irrlichter, die ihr Wesen bei Tag und unter dem Wasser treiben. Zwischen den Wasserkäfern aber schiessen dünne sandüberzogene Röhrchen hin und her: ganz eigene Gebilde, deren unscheinbarem Aeussern man es durchaus nicht ansieht, welchen Glanz und Farbenschmelz sie unter ihrer steinernen Maske bergen. Es sind nämlich die Larven der Wasserjungfern. — Über der glatten Wasserfläche in der Ferne tauchen ganz unmotivirte, einander kreuzende Wellenringe mit wandernden Mittelpunkten auf. Nahe und ferne erblicken wir derartige Wassergebilde, oft hastig schnell dahineilend, bald wieder einhaltend. Jetzt nimmt ein solcher Ring seine Richtung auf uns zu: wir suchen seinen Mittelpunkt und siehe da! eine kleine, aber langbeinige Wasserspinne bildet denselben, wie als ob sie ihr Netz aus Wellenringen späune. Es ist ein winzig kleines Thierchen, aber es erregt gar grosse, scheinbar ganz über seine Kräfte gehende Wellenkreise. Was diese Thierchen eigentlich treiben, ob sie gleich uns eine Vergnügungsfahrt um den See machen, oder ob sie auf diesem für Spinnen etwas ungewöhnlichen Wege ihrem täglichen Brode nachjagen, habe ich nicht ermitteln können.

Wir steuern nun rasch der erwähnten Bucht zu, in deren heimlichem Verstecke die Sonnenstrahlen sich gerade zu einem Stelldichein eingefunden zu haben scheinen, offenbar zum Zwecke einer Tanzunterhaltung. In der Bucht entsteht nämlich durch die Formation der Ufer und infolge leiser, vom Himmel wehender Sommerlüftchen ein unruhiges, neckisches Spiel zahlloser schmaler, scharfkantiger Wellen, die durcheinander laufend ein tänzelndes Gewimmel verschwindend kleiner Wasserhügel erzeugen. Auf der Spitze eines jeden derselben aber wiegt sich ein aufblitzender Lichtstrahl und die Wirkung dieses Spieles von Licht und Welle ist um so grösser, als die Oberfläche des Wassers in der Bucht von Ferne tiefschwarz erscheint.

Der beflügelte Kahn durchfurcht bereits die so schwarz erschienene Wasseroberfläche: das Auge blickt nach abwärts, und siehe da! das nächstlich dunkle Wasser ist zugleich tageshell. Du siehst hinab metertief und doch so deutlich, als könntest du den Grund mit der Hand erreichen. Und was erblicken wir auf dem Grunde? Reinliche, grünlichweisse Kiesel sind es, zwischen denen sich das gleichfalls weissliche Wurzelwerk des Krummholzes hinschlängelt: nicht unähnlich einem Gewirre ineinander geschlungener Hirschgeweihe. Obendrüber aber liegt langgestreckt die Leiche einer ertrunkenen Fichte, wahrscheinlich vor vielen hundert Jahren von einem Sturm in dieses nasse Grab hinabgeschleudert, welches sie aber durch seine Frische, Reinheit und harzig-balsamische Kraft vor Verwesung bewahrte. So besorgt ist hier auf den Bergen die Natur, dass „der Moder der Gräfte nicht dringe herauf in himmlische Lüfte!“ — Während das Auge im verschlungenen Labyrinth des Wurzelwerks umherirrt, Anfang und Ende desselben vergeblich erspähend, tauchen aus enger, von zwei Granitblöcken gebildeter Schlucht fingerlange, rothgefleckte Tritonen (*Triton cristatus*) hervor, und wie hängend in der oberen Schichte der durchsichtigen Fluth, wärmen sie behaglich ihre Köpfchen in der Sonne, aus den klugen Aeuglein erstaunte und zugleich furchtlose Blicke umhersendend. Ihr Erstaunen ist wohl durch das ungewohnte Erscheinen des Kahnbesatzes wachgerufen, indem die meisten Kahnfahrer sich begnügen den See nach der Länge zu durchkreuzen und die abseits liegende Schönheit dieser Bucht höchstens eines vorüberstreichenden Blickes würdigen. Die Arglosigkeit unserer

Tritonen aber rührt von ihrer Unerfahrenheit, von ihrer Unbekanntschaft mit Gefahren überhaupt. So klein nämlich auch diese sonderbar gestalteten Thierchen sind, sie sind doch die grössten und darum ungefährdeten Bewohner des Sees; denn die Forelle — wohl wegen der schon erwähnten Mattheit des Stoffwechsels — verschmäht denselben.

In dem Fichtenwäldchen am nordöstlichen Ufer ist es tief einsam. Höchstens dass ab und zu eine Schwarzmäuse ihren lockenden Doppelpfiff ertönen lässt. Zwischen den Krummholzstauden am südlichen Ufer aber erscheint in blauseidener Weste, schwarzem Fracke; das Muster einer zierlichen und geschmackvollen Salontoilette, eine Bachstelze, (*Motacilla boarula*) bekomplimentirt uns und trippelt dann in eiliger Geschäftigkeit weiter. — Quer über den Wasserspiegel naht jetzt eine Wasserjungfer (*Calopteryx virgo*) die Flügel aus durchsichtig-schillernder Seidengaze, den schlanken Leib in ein enganliegendes Gewand von merkwürdiger Farbenzusammensetzung gepresst. Wie eine verzauberte Waldprinzessin flattert sie vorüber, seltsam und doch wie nach der neuesten Mode gekleidet. . . . Fast sollte man meinen, die Herrschaft der Mode erstreckte sich sogar bis in das Märchenland der verwünschten Prinzen und verzauberten Prinzessinen hinein.

Der Himmel über uns ist auch tiefruhig, und wie entvölkert, blos ein einsamer Adler (*Aquila fulvo*) kreist um die Spitze der durch die Anhöhe über uns verdeckten Bastei; links über dem Tannicht der Anhöhe taucht er auf, beschreibt einen weiten, weiten Bogen und rechts hinter den Baumgipfeln verschwindet er. Ruhig und unentwegt schwimmt er hoch oben im Luftmeere, nur manchmal bewegt er unmerklich die ausgebreiteten Schwingen, wie um zu erproben, ob er noch tragfähige Luft unter sich habe. Nach einer bestimmten Zwischenpause taucht er wieder auf. Dies Spiel dauert eine ganze Weile. — Aber jetzt — die Pause ist vorüber, er aber bleibt aus. Wo ist er hin?

Nun thun wir einige kraftvolle Ruderschläge, biegen dann rasch nach Süden um und die heimliche Bucht ist verschwunden; vor uns aber thut sich der See in seiner ganzen Länge und Breite auf. Der Wall im Süden hindert die Blicke, von hier aus nicht weit und breit hinaus in die

Ferne zu schweifen, verdeckt aber dennoch sowohl den Königsberg, geradeaus im Süden gelegen, wie auch den Djumbir nach Südwesten zu.

Die Sonne hat mittlerweile den höchsten Punkt ihrer Bahn erstiegen und giesst ganze Ströme Lichtes hernieder. Der Spiegel des Sees vor uns ist von lauter Glanz wie überfluthet, die ganze weite offene Welt vor uns wie von Sonnenschein überschwemmt. Nachdem wir die Zinnen der Tátra im Rücken haben, so dünken wir uns in einer offenen, anmuthigen Hügellandschaft. Wüssten wir nicht, dass wir uns nur umzusehen brauchen, um sofort wieder ins Hochgebirge zurückversetzt zu sein, wir glaubten uns unter irgend einem milden südlichen Himmelsstriche, so lieblich und glanzerfüllt liegt die Welt vor uns. Aber freilich ist dies nur der allgemeine Eindruck: wiederum genügt ein Blick auf die Ufer mit ihrem Krummholz und ihrem röthlichen Ericateppich, um uns sofort zu belehren, dass wir uns unter nördlichem Breitengrade und in bedeutender Höhe befinden. — Um so effektvoller ist der Anblick des Sees in dieser gleichsam rückwärts gewandten Perspektive: Nord und Süd, Hochgebirge und Niederung haben sich verbündet, ein paradiesisches Landschaftsbild zu Stande zu bringen, das in dieser Gestalt auch in der Tátra nur einmal vorkommt.

6. Im Fluge durchschnitten unser Kahn die Längsaxe des Sees, und fast genau in der Mitte vor der Südumwallung am Fusse eines kantenlosen Granitblockes von der Grösse des „Räubersteines“ bei Schmecks schlagen wir unser Lager auf. Oberhalb dieses ist der Punkt am Steindamm, von wo aus wir den See zuerst bewunderten. — Bei einem Feuer aus Krummholzästen, deren Flammen sogar ein würziger Duft entströmt, bereiten wir am Spiess von wohlriechendem Fichtenholze unseren „Räuberbraten“ und strecken uns dann in das weiche Moos zu behaglicher Mittagsruhe. Auch die Granitberge scheinen in der gänzlich unbewegten Luft Siesta zu halten. Die der östlichen Gruppe haben sich sogar eine dichte Nebelkappe über die Ohren gezogen, um ungestörter nicken zu können.

Der Duft und Glanz der Umgebung findet seinen Weg sogar bis in unsere Träume, uns mit paradiesischen Bildern umgaukelnd, deren hauptsächlichste Züge der eben erlebten Wirklichkeit entnommen. — Aber wie gross ist unser Erstaunen, als ein kühler Luftstoss Schlaf und Traum verweht. Wir reiben uns die Augen und blicken schärfer um uns her, um zu erfahren, ob wir wirklich schon wach

seien . . . Nur mit Mühe gelingt es uns, die Wirklichkeit als solche zu erkennen. Denn Glanz und Zauber sind verschwunden vom Himmel, wie von der Erde. Die Sonne im Westen, den röthlich-grauen Wolkenschleier kaum durchbrechend, ist mittlerweile gleichsam erblindet. Der See liegt alles Schmelzes baar da, nicht mehr ein blinkender Kristall, sondern bleiern, und wie des Augenlichtes beraubt. — In immer heftigeren Stößen fährt der Wind über den See, der alsbald ansehnlichere Wellen zu werfen beginnt, über deren breite Stirnen ein reges, wirres Wellenkräuseln hinläuft, an Zornesrunzeln erinnernd. Zwischen den weissen Granitblöcken des Ufers aber springen die zerschlagenen Ausläufer der Wellen mit Geplätscher hoch auf und überschlagen sich, ihren Gischt umherstreugend. Unwirsch schlagen die Zweige der Fichten und hochstämmigen Krummholzstauden im Winde um sich, mit Gewalt streben ihre Stämme in die senkrechte Richtung zurück. Dabei zieht durch das Gewimmel der grünen Nadeln ein scharfes schneidiges Rauschen, aus dem ein schmerzhaftes Klagen und gleichzeitig ein unwilliger Protest gegen das Gebahren des Windes heraustönt.

Und wo sind die hohen Bergespitzen? Durch die Lüfte wälzt sich, „zu dräuenden Klumpen geballt“, von Osten eine endlose Schaar dunkler Wolken daher; an ihrem unteren Saume schleppen sich abgerissene, zerfetzte Wolkenstücke nach. Zwischen den Lücken derselben erscheint bald hier bald dort eine Bergwand, oft lässt sich auch eine oder die andere der Spitzen erblicken: doch bald fliesen die unruhigen Luftgebilde wieder zusammen, sich neu und neu gruppierend, bis schliesslich auch der am längsten sichtbare westliche Endpunkt, der Krivan, spurlos verschwunden. Ueber das riesige Amphitheater hat sich ein ebenso riesiger Nebelvorhang gesenkt.

Aber horch! . . In der Ferne, über der Mengsdorfer Spitze, beginnt ein dumpfes Rollen und Murren. — Plötzlich erhellt sich der Busen einer Wolke über der Visoka, bald darauf ein Donnerschlag und nun ein lang und länger sich dehnendes Grollen, als hielte der erzürnte Himmel der verderbten Welt eine eindringliche Strafpredigt. Und doch war es nur ein einzelner Blitzstrahl, ein einzelner Schlag, der zwischen der Visoka und der Bastei sich entlud. Aber der einzelne Schlag erweckt hier, nach Norden zu durch den Kamm des Gebirges abgesperrt, ein hundertfaches Echo. Von Wand zu Wand, von Lehne zu Lehne, von Bucht zu Bucht geschleudert, wälzt sich der

Schall über die ganze Ausdehnung des riesigen Amphitheaters, und zwar ohne sich merklich zu schwächen. Dazu kommt, dass hier in der dünnen Luft des Hochgebirges die Erschütterung eine viel stärkere und weitertragende ist, als in der dichten Luft da tief unten! — Doch kaum haben wir dies zu überlegen Zeit gehabt, taucht auch schon gerade vor uns in einer Wolke über der Bastei ein zweiter schnell verlöschender Lichtschein auf und nun beginnt das langathmige Grollen und Rollen noch intensiver. Der zweite Schlag hat noch nicht den Wiederhall von allen ihm erreichbaren Wänden erweckt, und schon entladet sich eine dritte, bald eine vierte Wolke, wobei zwischendurch einzelne Blitze — fadendünn und bläulich-grell — über die Oberfläche der Wolken hin-zucken. Jeder neue Schlag erweckt ein neues Grollen und Wettern, jeder neue Schlag trachtet den vorangegangenen zu überbieten; dazwischen saust und tost, gleichsam als Begleitstimme, der Sturm: ein wahres Donnerkonzert, mit Knalleffekten, wie sie nicht einmal die Zukunftsmusik je erreichen wird. — Wer nie ein Gewitter in hohen Bergen erlebt, der kann sich keine Vorstellung machen von dem grauenhaften Aufruhr in den Lüften, von dem maasslosen Schallaufwand, der hinreichen würde, ein Dutzend Gewitter in den Niederungen reichlichst auszustatten. — Am Berge Sinai, als sich Jehovah seinem Volke in seiner ganzen Macht und Majestät zeigen wollte, mag das Donnerwetter dem beim Csorber See nahegekommen sein.

Indessen wird der Himmel nach Osten zu einförmig grau. Auch in unserem Amphitheater fließen die Wolken mehr und mehr zu einer einfärbigen Masse zusammen, und streben mehr nach dem Zenith. Schwere Tropfen fallen klatschend auf den Granitblock neben uns, und über dem ganzen Seespiegel beginnt ein neckisches Spiel der aufschlagenden Wassertropfen. Nun ist es Zeit, die Schutzhütte des Karpathen-Vereins zu Ehren zu bringen, und darinnen gegen den immer dichter strömenden Regen Schutz zu suchen. Diesen finden wir nun auch im vollen Maasse: und während die Tropfen auf dem Dache laut prasseln, in den Bergen aber der Donner fort und fort weiter grollt, jedoch wie unmerklich sich entfernend, haben wir Zeit, uns klar zu werden, dass man hier auf Erden nicht einmal im Paradiese sich ganz sicher fühlen kann, wie das zu seinem Leidwesen auch schon unser Urvater Adam erfahren.

7. Der Donner grollt nicht mehr; die letzten Reste der Wolken flüchten eilig in das Innere des Gebirges oder lösen sich vor unseren Augen in ein blaues Nichts auf. Der Himmel wird immer freundlicher, die Sonne bricht aufs Neue hervor: und Glanz und Helle erfüllt wiederum alles ringsumher. Die Spitzen drängen sich in der nun absolut durchsichtigen Atmosphäre näher herbei. Die reine und balsamische Luft kommt uns jetzt noch reiner und balsamischer vor; in dem grünen Haar der verflochtenen Krummholzzweige schimmern Thautropfen: die jungfräuliche Hochgebirgsnatur erscheint uns noch jungfräulicher als vor dem Gewitter.

Indessen bereitet die Sonne sich vor, zur Rüste zu gehen. War sie zu Mittag wie ein flackerndes Meteor, so verbreitet sie jetzt ein Licht, das hell ohne zu blenden, sanft erwärmend ohne zu brennen. Und in diesem ruhig-sanften Lichte sonnt und spiegelt sich auch der See, so ruhig lächelnd, so freundlich einladend, so stillheiter und selbstgenügsam, als hätte er nie ein Gewitter gesehen: das volendetste Bild des Friedens, der durch siegreichen Kampf errungenen Heiterkeit des geläuterten Gemüthes. — Während wir im milden Abendglanze in selbstvergessener Betrachtung des Sees versunken dasitzen, verbreitet sich der ihm eigene Zauber auch über unser Herz. Wie in die Tiefen des Sees versenkt ist alle Erinnerung an die Kämpfe der Vergangenheit, und alle Sorge um die Zukunft; — ent-rückt sind wir der eigenen kleinen Noth, wie dem grossen allgemeinen Jammer unserer Tage. Der wirthschaftliche Niedergang, an dem auch unser Land so schwer daniederliegt, er kommt uns wie ein verklungenes Märchen aus alten Zeiten vor, und der betäubende Lärm um die Lösung der unseligen orientalischen Frage, wir können es nicht glauben, dass er schon bis an den Fuss dieser vom Heerweg der Weltgeschichte so weit entlegenen Gebirge herangedrungen. Eitel und nichtig kommt uns bei diesem wundervollen Anblicke all das Rennen und Jagen und Hadern der Menschen da unten vor; wir fühlen uns hier oben wie in einem sicheren Porte, und wünschen, für immer hier bleiben und zu eigenen Zwecken eine Schutzhütte bauen zu können, als Zufluchtsstätte gegen all die Noth und den Jammer des irdischen Treibens.

Wenn wir an einem fließenden Wasser stehen, und wäre es auch ein noch so stillfreundlicher Bach in noch so lieblicher Umgebung, — die ohne Rast vorübergleitenden Wellen erwecken stets in uns eine unbestimmte Seh-

sucht nach einer unbekannten Ferne. Wir möchten mit dem Wasser mitziehen, weit weit hinaus, nach dem Lande Eden, wo das Glück unser harret. Hat doch auch der Müllersknabe das Wandern vom Bache gelernt. Aber hier vor diesem in sich selbst ruhenden, ringsum abgeschlossenen See ergreift uns keine Sehnsucht nach der Weite; hier glauben wir unser Glück gegenwärtig, hier möchten wir zum Augenblicke sprechen:

„Verweile, du bist so schön“. — —

Jetzt, im ruhig-freundlichen Abendsonnenschein, offenbart sich so recht der Charakter des Sees. Es ist der der geläuterten Heiterkeit, des stillen Friedens, der himmelsseligen Weltvergessenheit.

8. Und während wir so, eins mit uns, mit Gott und mit der Welt dasitzen, nimmt das Sonnenlicht mehr und mehr einen rothgoldigen Ton an, und scheint langsam in sich zu verglimmen. Nur leichte Wölkchen unten am westlichen Himmel erstrahlen in blendendheller Goldgluth, so dass sie die Sonne selber, die uneigennützigste Spenderrin all ihres Glanzes, fast verdunkeln. — Nun breitet sich über den See vom westlichen Ufer aus ein rasch anwachsender Schatten, der schon lange in den Höhlungen des überhängenden Ufers versteckt wie auf diesen Augenblick zu lauern schien; sehr bald erfüllet er die ganze Oberfläche des Sees und steigt über das östliche Ufer auf das Gelände um denselben, und ehe wir Zeit hatten, die im letzten Sonnengolde erglühenden Wipfel der nahen Fichten zu bewundern, lagert sich schon die Dämmerung über Alles hier unten. Aber die Bergriesen selber erfreuen sich noch immer des „rosigen Lichts,“ jedoch sie werfen schräge, langgedehnte Schatten, die sich auch da, wo die Luft den Hintergrund bildet, ganz klar und scharf abheben.

Unvergleichlich schön ist jetzt die Visoka mit ihren himmelanstrebenden Formen. Die uns zugekehrte Seite derselben ist bereits von der Bastei in Schatten gestellt, wodurch sie wie in blauen Duft gehüllt erscheint; jedoch hinter ihrem Rücken hat das röthlichblonde Sonnenlicht seinen Weg gefunden: das Ganze ein Gemälde in der Manier des Clair-obscur, auf hellstem Goldgrund ausgeführt!

Nun lassen sich erst die kühnen und schroffen Formen der Visoka klar erkennen. Wie ein gothischer Dom in ungeheuerlichen, übermenschlichen Dimensionen, voller

Thürmchen, Knäufen und Rosetten, steht sie vor dem entzückten Auge. Aber das Helldunkel, das sich über die Vorderansicht des Riesendomes gelagert, und der goldene Saum seiner vielzackigen Kontouren benehmen dem Bilde dennoch alles Schrofte und Eckige.

Die Abendschatten, aus dem Dunkel der Krummholzregion hervorschleichend, ziehen sich nun höher und höher. Jetzt glühen nur noch die höchsten Gipfel, — dann verlöschen auch diese. — Einzig der Krivan sonnt sich noch in der Gunst der Himmelskönigin, dann schlagen die steigenden Fluthen der Dämmerung auch über ihm zusammen. Hoch über den Spitzen glaubt man noch längere Zeit die Spur der letzten Strahlen hinstreichen zu sehen, aber nach und nach erbleicht auch diese letzte Erinnerung an das Tageslicht gänzlich und die anfangs schüchtern blinkenden Sterne treten immer sieghafter aus der sich verdunkelnden Tiefe des Himmels hervor und blicken so friedsam und trostverheissend hernieder.

Der See scheint indessen eingeschlafen zu sein. Wie leise Athem holend, hebt und senkt sich das Wasser im gemessenen Takte; auf den athmenden Fluthen aber schaukeln sich tausend himmlische Sterne.
